

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 29

Artikel: Enttäuschung in der Ehe
Autor: Mosimann, Anny
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645015>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Glas an den Fensterscheiben, deren sehr wenig engelhafte, fleischige Körperlichkeit sich auf einer blumigen Wiese herumtollend und Schmetterlinge fangend erging.

„Wir können uns eben von unserem alten Gerümpel nicht trennen“, sagte Mutter Schlehauf entschuldigend, als sie die Aufmerksamkeit ihres Verwandten für die Familienkleinodien gewährte. „Hedwig macht zwar immer abfällige Bemerkungen darüber und gar Otto nennt die ganze Einrichtung „schamlos kitschig“, man könne keinen anständigen Christenmenschen in die Wohnung führen und ihm zumuten, diese verstaubte Luft aus dem vorigen Jahrhundert einzuatmen — aber wir sind nun mal altmodisch und können uns auf die neue Zeit nicht umstellen.“

„Na, etwas mehr Rücksicht nehmen könntet ihr schon“, meinte Hedwig, die eben das Abendbrot auftrug. „Ich bin überzeugt, daß es Otto nur darum an Sinn für häusliches Familienleben fehlt, weil ihr euch engherzig weigert, unser Heim so zu gestalten, daß sich auch zivilisierte Menschen darin wohl fühlen!“

„Nun, ich fühle mich auch wohl bei euch“, erwiderte Brüggemann in bester Laune und legte seinen Arm um das hübsche, in Gesundheit blühende Mädchen. „Und du wirst doch nicht etwa behaupten wollen, ich sei ein unzivilisierter Mensch?“

„Ja, Onkel, das ist etwas anderes“, lachte Hedwig. „Ganz nett, wenn du von deiner hochfeudalen Wohnung in Klingental mal in son trautes Heim reinguckst, aber diese romantische Neigung würde dir wohl vergehen, wenn du für die Dauer in solcher Umgebung hausen müßtest.“

Der Onkel wurde wieder ernst. „Ich weiß nicht“, sagte er sinnend, „vielleicht doch nicht ...“

Zum Abendbrot gab es Bratkartoffeln und Würstchen mit Kraut; auch belegte Brote. Dazu Berliner Weiße „mit Schuß“. Brüggemann erinnerte sich auf einmal, daß er eigentlich seit zehn Stunden nichts mehr gegessen habe. Wahrhaftig, er mußte, mit ernstesten Gedanken beschwert, ganz vergessen haben, etwas zu sich zu nehmen. Er verspürte mächtigen Hunger und hieb kräftig in das derbe, norddeutsche Essen ein.

Als Mutter Schlehauf zum Nachtsch die gerollten Gottbuser „Blinzen“ brachte, ihre Spezialität, — erschien Otto, der Sohn des Hauses.

„Welche Freude“, rief der alte Schlehauf, „daß unser lieber Sohn uns sogar mal abends die Ehre seines Besuches zuteil werden läßt.“

„Die Ehre gilt in erster Linie unserem hohen Gast“, sagte der junge Herr höflich und begrüßte Brüggemann etwas überlaut: „Ich werde doch nicht so ungezogen sein, ihn bei seiner Ankunft nicht willkommen zu heißen!“

Er machte noch ein paar höfliche Phrasen und gab dann die Erklärung ab, daß er einen „rechtshaffenen Hunger“ habe. Es wurde also für ihn nachserviert.

„Na, was hast du denn Rechtes geschafft, daß du solch einen rechtshaffenen Hunger hast?“ fragte der Vater gutmütig-spöttisch.

„Ich weiß schon, wie du das meinst“, entgegnete Otto gereizt. „Du bist der Ansicht, man müsse zehn Stunden lang seinen Hosenboden am Drehschemel abreiben, um den Nachweis vollwertiger Leistung zu erbringen. Aber es hieße Eulen nach Athen tragen, dich davon überzeugen zu wollen, daß der Erfolg nicht an die müdige Arbeit, sondern an das Können, an die persönliche Initiative gebunden ist. Lieber Onkel, ich werde mich händeringend an dich, nimm mich gegen den kleinlichen Krämergeist meines Chefs, des Herrn Schlehauf sen., in Schutz und gib dein unparteiisches Urteil ab: bin ich mit meiner Auffassung im Recht oder nicht?“

Wie der junge Mensch dies vorbrachte, war so drollig, daß ihm die Tischgesellschaft heiter zustimmte.

„Nun, es käme auf die Beweise des Könnens und der persönlichen Initiative an, und welche Früchte sie zeitigten“,

sagte der Onkel vorsichtig und die Entscheidung auf die gestellte Frage offen lassend, um nicht für den einen oder anderen Partei ergreifen zu müssen.

Otto Schlehauf lächelte triumphierend, indem er seine Brieftasche hervorzog und ihr ein Schriftstück entnahm.

„Hier, du kannst doch Englisch. Dieser Brief kam mit der letzten Post von Newton Brothers in London; er enthält eine Bestellung in der Höhe von 450 Pfund gleich 9000 Reichsmark.“

„Was, es ist dir gelungen ...?“ fragte der alte Herr freudig überrascht und noch ungläubig.

„Ja, es ist mir gelungen und zwar dank meiner Initiative und meiner persönlichen Beziehungen. Ich habe den Biscuit of Welltown auf dem Rennplatz kennen gelernt, der Einfluß und Geschäftsverbindungen bei den Newton Brothers hat. Und da ist eben die Sache geschaukelt worden. Es kostet mich natürlich ne Stange Geld, denn umsonst ist der Tod und gerade mit solchen feinen Herrn darf man nicht feilschen ... Aber die Hauptsache ist, wir haben das Geschäft gemacht, und ich habe dir wieder mal bewiesen, daß meine Theorie die richtige ist: besser einen großen Herrn bei Aukstern und Sekt schröpfen, als drei Fässer Tinte für ein kleines Geschäft verspritzen.“

Es lag klar zu Tage: Otto war mit seiner „Theorie“ im Recht, und in diesem Augenblick seines höchsten Triumphes wäre es gerabezu frevelhaft gewesen, daran auch nur im geringsten zu zweifeln. So ließ man ihn denn seine Siegesfreude voll auskosten. Der Vater gab einige Worte der Anerkennung von sich, der Onkel hüllte sich in ehrfürchtiges Schweigen der Zustimmung. Mutter und Tochter aber schauten den jungen Mann, der auf dem Felde der Ehre sich so tapfer und erfolgreich geschlagen hatte, voll Hochachtung an. Man konnte gar nicht anders als stolz sein auf diesen Jungen! In der Tat, wie ärmlich und kleinlich waren manchmal das Gerede und die Vorwürfe des alten Herrn über seinen Sohn. Die Frauen würden aber von jetzt an bestimmt nichts mehr auf ihn kommen lassen! —

Schlehauf jr. war so gnädig und leutselig gestimmt, daß er nach dem Essen sich sogar herbeiließ, mit den beiden Damen Salma zu spielen.

Die beiden alten Herren zogen sich indessen „auf eine Zigarre“ ins Herrenzimmer zurück. (Fortsetzung folgt.)

Enttäuschung in der Ehe.

Das Sich-nicht-fügen-wollen, das Nicht-Opfer-bringen-wollen, der stark hervortretende Egoismus und der schwer empfundene Mangel auf eigene Persönlichkeit haben ihren Ursprung in der gleichen Quelle, wie die Emanzipation, die ganze Frauenbewegung und alle Revolutionen. Sie hat die Aufklärung zum Vater, und zur Mutter die soziale Not. Ursache sind die Errungenschaften des Vernunftzeitalters, — daher die Verflachung des Geistes- und Seelenlebens. — Wie sollten wir Frauen davon unberührt geblieben sein! Die Männer haben nicht viel dazu beigetragen, daß die Auffassung über die Ehe eine bessere würde. Es ist Tatsache, daß die Frau in der Ehe sich selbst ganz aufgeben muß. Wenn sie eine Persönlichkeit ist, die einen ihr ebenbürtigen Gatten sucht und nur einen Tyrannen findet, wird sie eben enttäuscht sein. Der gute Ehemann ist der, welcher in seiner Lebensgefährtin nicht nur eine tüchtige Wirtschaftlerin haben will, sondern den „einzigen Menschen“, der zu ihm paßt und der ihn zu ergänzen und auszufüllen vermag. Dieses Finden beruht auf einer natürlichen körperlichen Anziehung, ohne die es keine dauernde Liebe gibt. Ursache der Enttäuschung in der Ehe ist meist das Fehlen dieser instinktiven natürlichen Verbundenheit. Man heiratet heute mehr, um sich wirtschaftlich besser zu stellen, und vergißt dabei ganz, daß der Kern der wahren Ehe auf einem ganz andern Gebiete liegt. A n n y M o j i m a n n.